

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 46 (1971)
Heft: 1

Artikel: Unsere Söhne sind im Internat
Autor: Heim, Küngolt
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1080081>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Unsere Söhne sind im Internat

Von Künigolt Heim

Seit Jahren werden wir als Kronzeugen aufgerufen, wenn es um das Problem des Internats geht. Man weiss, dass wir gleich drei Söhne dorthin schicken oder geschickt haben. Und man weiss auch, dass wir anscheinend damit recht zufrieden sind. Ich habe diese Diskussion nicht gern: Unser Weg ist nicht für alle begehbar, und was wir preisen, können wir nicht mit gutem Gewissen zur Nachahmung empfehlen. Die meisten Internate sind sehr teuer, und die erschwinglichen sind religiöse Institutionen, die aus Platzmangel Andersgläubige nicht aufnehmen können. Meine Ausführungen sind also nicht als Rezepte aufzufassen, und man soll mir das Bedauern glauben, mit welchem ich feststelle, dass nur wir und verhältnismässig wenige andere zu den Bevorzugten gehören...

Wir schickten die Kinder ins Internat, obwohl am Ort eine Mittelschule vorhanden ist. Ausschlaggebend war der Wunsch des Vaters, der selber Internatsschüler gewesen war, womit seine positive Einstellung zu dieser Einrichtung feststeht. Er wünschte sich für seine Kinder eine ausgefüllte Jugendzeit, intensive Schulzeit, ausgenützte Freizeit. Wir verstanden, dass ein schwer arbeitender Vater, der seine letzten Minuten organisiert, sogar seine Ferien nutzbringend anwendet, keine Kinder erträgt, die Stunden auf dem Velo vertrödeln, vor den Schallplatten dahindämmern, recht und schlecht durch die Schule schlüpfen, zu spät ins Bett gehen, zu spät aufstehen. Diesem Wunsch fügten sich alle, mit Widerstreben auch die Söhne.

Vaters Wunsch ging in Erfüllung: Die sieben Jahre Internat waren randvoll, das erworbene Schulwissen sehr gross, die Verarbeitung, die allein einen gebildeten Menschen ausmacht, erstaunlich, die Hobbies zahlreich — man blies Trompete, gastierte in halb Europa, fuhr jeden Tag im Winter Ski, trainierte auf dem Eisfeld, amtierte im Filmklub, debattierte, spielte Theater. Daraus wuchs ein Kamerad-

schaftsgeist, wie er zuhause kaum möglich ist.

Hand in Hand damit ging eine gewisse Abhängigkeit. Das Internatsleben ist hart: Man steht um sechs Uhr auf. Man geht um neun zu Bett. Es ist kalt in den Gängen. Man muss seine Siebensachen selber beisammen halten. Man ist allein, die Mutter kann weder die Lateinvokabeln abfragen, noch über Misserfolge trösten. Feindschaften, Schulnöte, Lehrer, die einen nicht mögen, Krankheiten, cafard — alles muss man mit sich selber ausmachen. Unser Jüngster, der mit knapp zwölf Jahren eintreten wollte, fand sich jahrelang nicht zurecht. Schlechte Noten, Migräne, Fieber waren an der Tagesordnung. Heute ist er — meist — strahlender Fünftklässler. Es gibt aber solche, die es nie verwinden. Wer es übersteht, ist wie Unkraut, das nicht verdirbt.

Wir alle wissen, dass es heute eine dicke Haut braucht um davonzukommen. Das Internat wirkt unwillkürlich — durch seine Ansammlung Gleichartiger, Gleichgestellter — in dieser Richtung. Man muss sich behaupten im körperlicher Hinsicht: gesund sein, sportlich sein — und durchsetzen in geistiger Hinsicht: aktiv sein, damit man nicht untergeht, Ideen haben, begeistern können, nicht nachträgerisch sein, nicht empfindlich. Eine Sechs im Latein verleiht vielleicht in einer öffentlichen Schule ordentlich Prestige, im Internat macht sie wenig Eindruck. Man bewundert viel eher den, der es nur bis zu einer Drei bringt, daneben aber in monatelanger Arbeit als Regisseur ein einwandfreies Theater auf die Bühne stellte. Bringt er es dann doch noch zu einer Sechs — auch das kommt vor — tant mieux. Bei jedem Besuch unserer Kinder sind wir erschlagen ob ihrer Zungenfertigkeit. Ihre Dialektik und die ihrer Freunde ist unübertrefflich. Man hat den Eindruck, als ob sie ständig geistig unter den Waffen ständen, ständig bereit zu Angriff und Verteidigung.

Daneben ist das Schulleben im Internat von hohem Niveau. Das lassen

sich alle Eltern gern gefallen. Der Grund liegt sicher in der relativen Abgeschlossenheit der Schulen, wo man sich noch konzentrieren kann, im völligen Aufgehen der Lehrer in ihrer Schule, in ihrer intensiven Anteilnahme an jedem einzelnen Schüler. Wichtig ist mir selber, dass die Arbeiten ohne Beistand der Mama gemacht werden. Keiner denkt: «Den Aufsatz und den Vortrag macht dann schon die Mutter». Und seit meiner eigenen Schulzeit muss ich nicht mehr mit klopfendem Herzen den Durchschnitt ausrechnen: reicht es wohl? — wofür ich recht dankbar bin.

Jedes Internat hat seine Nachteile. Ich möchte mir nicht die Mühe machen, sie aufzuzählen, das besorgen unsere Internatsöhne selber zur Genüge. Uns erscheinen sie klein, ausser vielleicht dem Umstand, dass auch im Internat die Missstände des heutiger Lebens vorhanden sind: Grosstun mit Geld, snobistisches Gehabe, Trinken, Modetörheiten. Einer unserer Söhne erklärt: «Man kann sich nur einfach geben, wenn man zu den „Bonzen“ gehört». Fest steht auf alle Fälle, dass man nur Kinder ins Internat schicken darf, denen man hundertprozentig traut. Man darf nicht erwarten, dass sie sich im Internat bessern. Internat als Erziehungsanstalt oder gar Strafanstalt gibt es nicht.

Jede ideale Eltern-Kinder-Partnerschaft stösst im Lauf der Jahre auf einige Probleme. Zur Zeit der Pubertät ist es nur normal, dass man sich in den Haaren liegt. Da greift das Internat ein: Es funktioniert als Puffer, schafft den wohltuenden Abstand zwischen Kind und Elternhaus. «Ach», sagt unser Jüngster, wenn er heimkommt, «ist das schön zuhause». Dabei hatte er uns stets recht viel vorzuwerfen. Die Familie übersteht so die schwierige Zeit der Ablösung der Jungen von zuhause recht gut, auf jeden Fall so, dass man sich keine bleibenden Narben zufügt, und dass diese Jahre nicht als schwarzer Fleck in der Erinnerung bleiben. Leidtragende sind dabei — dessen sind wir uns bewusst — die Internatslehrer, die im

Mit 40 von vorn anfangen

?

Feuer stehen. Sie werden gefoppt, mit Vorwürfen belegt, geplagt, durch die Mühle der Dialektik gedreht. Die einen geben mit gleicher Münze zurück, den andern ist die Gabe der Weisheit und Gelassenheit gegeben, mit der sie die Vorwürfe ad absurdum führen. Wir Eltern bezahlen für Schule, Kost und Logis. Was man uns aber in geistiger und gemütsmässiger Hinsicht ab mmt, das lässt sich nie bezahlen. Als wir unsere Söhne fürs Internat an eldeten, machte man uns oft Vorwürfe: «Was, eine so prächtige Familie wollt ihr auseinanderreissen, das is ja ein Jammer». Wenn unsere Söhne jetzt heimkommen — allerdings s' ten genug, denn Wochenendreisen sind nicht gestattet — dann ist das Familienbild eitel Widerlegung dieser Vorwürfe: Brüder, Schwestern und Eltern finden sich in seltener Harmonie wieder. Der Abschied tut jedesmal weh, aber noch viel mehr weh täte es, wenn man gar nicht bedauern würde, dass sie wieder fortgehen.



Man hat sich daran gewöhnt, die Berufswahl des jungen Mädchens (zumindest auf dem Papier) ernster zu nehmen. Man ermutigt die Schülerinnen, den Beruf nicht als Übergangslösung, nicht als Wartesaal zu Ehe und Mutterschaft zu betrachten. Man sagt es deutlich: «Auch die kinderlose, verwitwete oder geschiedene Frau kann dank ihrer früher erworbenen Ausbildung einen neuen Lebensinhalt finden; in sehr vielen Fällen bedeutet die Berufsausbildung eine Kapitalanlage auf lange Sicht.»

So weit, so gut.

Doch was kümmert das junge Mädchen die „lange Sicht“? Was nützt der beruflich unglücklichen Frau von heute, dass es der beruflich besser beratenen Frau von morgen nicht so übel geht wie ihr?

Resignation ist keine Antwort. Denn was für den Spieltisch gilt, gilt nicht fürs Leben. Mit andern Worten: Les jeux ne sont jamais faits!

«Es ist selten zu spät!»

Mit diesem trefflichen Slogan bietet sich die „Stiftung für Stipendien und Hilfen an Frauen“ zu tatkräftigem Einsatz an. Sie steht allen zur Verfügung, die an eine Berufsausbildung, eine Umschulung, eine Rückkehr in den Beruf denken — aus welchen Gründen auch immer. „Allen“, was umsichtige, eingehende Beratung und Abklärung der Möglichkeiten angeht. „Vielen“, wenn diese berufliche Zukunft finanzielle Unterstützung bedingt, Ausbildungs-, Umschulungs-, Weiterbildungszuschüsse, Beiträge auch an den Lebensunterhalt. Stipendien stehen Schweizerinnen zwischen dem 25. und 60. Altersjahr zur Verfügung, auch Ausländerinnen, sofern sie seit 10 Jahren in der Schweiz ansässig sind.

1969 — die Statistik für 1970 ist noch nicht ganz fertig — wurden 47 Stipendien gewährt. Die Beiträge variierten von 500 bis 4000 Franken; Gesamtsumme 88 630 Franken.

Nackte Zahlen? Man kann sie leicht beleben. Zum Beispiel im Gespräch mit der Basler Vertreterin der Stif-

tung, Frau Dr. med. Liselott Schucan-Grob. Sie ist gleichzeitig in der Akademischen Berufsberatung tätig. Ihr Hauptproblem: «Die Stiftung ist nicht bekannt genug. Wir finden es prima, dass so viele Frauen es allein schaffen. Unser Anliegen ist es einfach, diejenigen zu finden, die ohne unsere Hilfe nicht durchhalten könnten — es geht nicht um ein „Gängelband“, sondern um eine Stütze. Dabei geht es nicht einmal immer um Finanzfragen. Noch wichtiger ist, die Frauen darin zu bestärken, dass es sich lohnt, auch später noch, zum Beispiel wenn die Kinder gross werden, wenn man mehr freie Zeit hat, einen — seinen — Beruf zu suchen und zu finden.»

Bei der Gründung der Stiftung (1960, durch die Genossenschaft SAFFA 1958, Stiftungsvermögen 1 239 000 Franken) dachte man vor allem an verwitwete und geschiedene Frauen, denen man beim Anlernen, Umlernen, bei der Weiterbildung und dem Wiedereintritt ins Berufsleben behilflich sein wollte. Wer jedoch die Jahresberichte ansieht, wird feststellen, dass die Stipendien an ledige Frauen überwiegen. So sind zum Beispiel unter den 47 Stipendiatinnen des Jahres 1969 24 Ledige, 5 Verheiratete, 3 Verwitwete, 15 Geschiedene; 16 unter 30, 20 unter 40 Jahre alt. Warum? «Man darf dafür nicht nur die Hochkonjunktur verantwortlich machen, die den Frauen auch in für sie unbefriedigenden Stellungen das Verdienen leichter macht. Sehr viele psychologische Gründe dämpfen das berufliche Streben der Frau. Im fortgeschrittenen Alter muss man schon sehr viel Mut, Zähigkeit und starken Durchhaltewillen haben, um noch eine Berufsausbildung oder auch „nur“ eine solide Umschulung auf sich zu nehmen. Viele Frauen vergessen, dass es ja nicht nur ums Geldverdienen, sondern auch um den sinnvollen Einsatz der eigenen Zeit geht. — Wir versuchen das den Frauen, die zu uns zur Beratung und Abklärung ihrer Möglichkeiten kommen, möglichst klar zu machen. So haben wir die Ten-